
Grisebach

Die Klagen über manch recht fragwürdige Erscheinung in der deutschen Bibliophilie wie über deren ganze Entwicklung in den letzten Jahren überhaupt wollen mit Recht nicht verstummen. Da mag es wohl an der Zeit sein, die Erinnerung an einen der Großmeister unter den deutschen Bibliophilen wieder wachzurufen. Es wird den Bibliophilen der alten Schule gewiß nicht unwillkommen sein, eine Auffrischung des Gedächtnisses an einen großen deutschen Büchermenschen gerade jetzt und an dieser Stelle zu finden, u. zw. vorzüglich als Mahnung an die neu heraufgekommenen Bibliophilen. (D. Hrsgeb.)

* * *

Kindheits- und Jugenderinnerungen an Eduard und Hans Grisebach

Von Prof. Dr. Max Schneidewin, Hameln.

Dieser Aufsatz wurde mir von Prof. Dr. Max Schneidewin, dem die Leser des „Jahrbuchs deutscher Bibliophilen“ schon im 7. Jahrgang begegnet sind („Etwas vom Bücherlesen“), in dankenswerter Weise zur Verfügung gestellt. Von Prof. Dr. Schneidewin ist bereits 1905 in den „Preussischen Jahrbüchern“ (Band 121, Heft 2) „Ein Stück aus meinen Lebenserinnerungen“ erschienen, in welcher Darstellung natürlich gleichfalls der Jugendfreunde gedacht ward. Der hier abgedruckte Artikel ist jedoch völlig neu geschrieben und will den Bibliophilen aus der Jugendzeit der Grisebach erzählen. Er deckt sich daher durchaus nicht mit der erwähnten früheren Veröffentlichung Dr. Schneidewins, worauf die Grisebachgemeinde, die sicherlich die nachfolgenden anheimelnden Erinnerungen begrüßen wird, besonders aufmerksam gemacht sei. Wer sich unter den jüngeren Bibliophilen über Eduard Grisebachs Leben, Wesen und Werke genauer unterrichten will, sei auf das Buch Hans v. Müllers, des bekannten E. L. A. Hoffmann-Forschers, verwiesen: „Eduard Grisebach“. Ein Versuch von Hans Müller, Edmund Meyer Verlag, Berlin 1910, in 515 nummerierten Exemplaren. (H. Tgl.)

Die verstorbenen Brüder Eduard und Hans Grisebach*) sind allen Bibliophilen wohlbekannt und stehen ihnen in dieser edlen Passion als ungefähr nun älteste Vorbilder von denen, welche die jetzt noch Überlebenden viele Jahre lang zu Zeitgenossen gehabt haben, vor Augen. Von näheren Freunden ihrer Kindheit und Jugend bin ich noch der einzige, der etwas aus dieser frühen Zeit von ihnen erzählen kann und es mit Einwilligung des verehrten Herausgebers dieser Zeitschrift gern einmal möchte, um die eigenen werten Erinnerungen einmal recht zu konzentrieren. Wertvoller wird es sein, namentlich soweit schon Spuren dessen, was die gereiften Männer geworden sind, darin hervortreten, was mehrfach der Fall sein wird.

Die Eltern und das Elternhaus stehen in recht entschiedenem inneren Zusammenhang mit dem Wesen und der Art zu leben der beiden Söhne, welche die einzigen Kinder waren. Der Vater war der berühmte Botaniker Rudolf Grisebach (1804–1879), ein geborener Stadthannoveraner, der neben dem ja noch weit umfassenderen Naturforscher Alexander v. Humboldt wohl der erste Erforscher und Kenner speziell der Pflanzengeographie in seiner Zeit war. Die Mutter war eine geborene Langenbeck, aus der Familie der drei hervorragenden Chirurgen dieses Namens, von denen zwei Professoren dieser Wissenschaft in Göttingen gewesen sind.

Die Göttinger Professoren zerfielen mehr, als es die Idee der wissenschaftlichen Gleichheit, zumal für die Ordinarien, eigentlich mit sich bringen würde, um die Mitte des vorigen Jahrhunderts recht sichtlich und fühlbar in sozusagen *dii maiorum et minorum gentium*, eine gewisse Aristokratie unter ihnen trat deutlich hervor. Um diese Zeit galten namentlich die Schleswig-Holsteiner als besonders einflussreich auch den Ministerien gegenüber in der Besetzung der akademischen Stellen. In Göttingen gehörten zu diesen der Historiker Georg Waitz und der Kirchenrechtslehrer, später Präsident des Evangelischen Oberkirchen-

*) Eduard Grisebachs jüngerer Bruder, der Architekt Hans Grisebach, einer der ersten, der sich in den Siebziger- und Achtzigerjahren des verfloffenen Jahrhunderts der damals beliebten greulichen Überladung der Häuser mit Ornamentik entgegenwarf, war gleichfalls Besitzer einer wertvollen Bibliothek, die insbesondere eine Mustersammlung alter guter Buchkunst enthielt. Der größte Teil dieser Bücher befindet sich jetzt im Berliner Kunstgewerbemuseum. (Der Hrsgb.)

rats in Berlin, Emil Herrmann. Aber auch der Hannoveraner Grisebach gehörte sehr entschieden zu diesen Aristokraten, wozu wohl auch die Schönheit und glänzende gesellige Lebendigkeit der Frau beitragen mochten.

Ihre Wohnung hatten damals fast alle Professoren innerhalb der Stadt, wie später, seitdem Deutschland unter Kaiser und Reich ein reiches Land geworden war, fast alle außerhalb der Stadt. Grisebachs wohnten bis etwa 1850 auf der Johannisstraße, die auf die Johannis-Hauptkirche der Stadt von Südwest her zuführt, in demselben Mietshause wie der treffliche archäologische Professor Friedrich Wieseler. Dann aber in dem ersten Stockwerke des durch die lange Reihe seiner großen Fenster in die Augen fallenden „Gräßelschen“ Hauses, jetzt „Café National“, rechts, wenn man von dem Innern der Stadt kommt, hinter der Brücke des durch Heinrich Heines Erwähnung in der „Harzreise“ bekannten Leinekanals. Die Grisebachsche Etage war auch durch große Wandgemälde mit meist botanischen Motiven in einem Teil der Zimmer als einzig in ihrer Art in Göttingen bekannt.

Der Vater Grisebach war ruhigen, festen Charakters, Büchergelehrter etwas weniger, als es die geisteswissenschaftlichen Professoren zu sein pflegen, da sein Forschungsobjekt ihm zunächst unmittelbar in der riesigen Sammlung seines Herbariums vor Augen geführt wurde. Die Mutter Grisebach war, wie gesagt, die Lebendigkeit selbst, aber über das bloß Temperamentsgemäße hinaus auch in ihrer ernstesten Begeisterung für Ideale oder etwas, was sie in ihrer Überzeugung dafür hielt; und für die Söhne ist die mütterliche Mitgift augenscheinlich in der Vorhand gegen die väterliche gewesen. Doch war des Lebens ernstes Führen in dem erstaunlichen Sittfleiß vieler Stunden hintereinander, der beide Brüder auszeichnete, wenn ihr Feuereifer sich auf eine Arbeitsaufgabe nach ihrem Herzen geworfen hatte, ein väterliches Erbstück, ebenso, daß sie beide sehr gute Haushalter waren, wo nicht leidenschaftliche Liebhaberei in andere Richtung lenkte. Die erziehende Aufmerksamkeit beider Eltern war sehr ernst und gewissenhaft, Herumtreiben nach Belieben auf der Straße gab es für die Söhne nicht.

Wir Professorensöhne — mein Vater war der zweite Professor der Philologie, der altklassischen (die neusprachliche Philologie führte da-

mals noch viele Jahre lang ein Schattendasein unter einem gelehrten Extraordinarius von vornehmerm Aussehen, fast ohne Zuhörer), Friedrich Wilhelm Schneidewin — wir Professorensöhne hatten einen aristokratischen Vogel aber nicht im mindesten im Kopfe; es kam uns gar nicht in den Sinn, daß wir besser wären als unsere anderen Mitschüler, mit denen wir uns auf völlig gleichem Fuße fühlten. Den Ausdruck „Philister“ haben wir wohl schon sehr früh gehört; wir verbanden damit nur die Vorstellung, daß es die Bürger seien, die an Studenten vermieteten. Wir verkehrten mit den Bürgerlichen auch außerhalb der Schule, nur die Einladungen zu den für uns von den Eltern zu unseren Geburtstagen veranstalteten Nachmittagsgesellschaften mit Kaffee und Kuchen und den folgenden vielen ruhigen, dann auch mehr stürmischen, Fangenspielen — natürlich formlos mündlich durch uns selbst — beschränkten sich auf die Söhne der Professoren und einzelner in sozialer Beziehung gleichstehender Familien. Beiläufig möge hier gesagt werden, daß unsere Lehrer in Professorenfamilien nicht verkehrten. Es wäre uns aber nicht in den Sinn gekommen, in ihrer sozialen Stellung (dieser Begriff Erwachsener in wortloses kindliches Gefühl überseht) deshalb ein Minus zu erblicken. Unsere Lehrer lebten sehr zurückgezogen, in der edlen Autarkie der Selbstachtung, der von selbst eine tadellose Achtung in den Augen der anderen Gesellschaftsklassen folgt. Von ausdrücklicher Verfolgung von Standesinteressen, insonderheit der „Hebung“ des Standes, war nie eine Spur in ihnen zu empfinden; der Lehrerstand hat ja eben auch seine eigene und eigenartige Ehre an sich selbst in seiner Berufswirksamkeit. Mit den Volksschullehrern, die eben doch die Gemeinsamkeit des Lehrertums mit den akademisch gebildeten besitzen, bestand für sie aber ebensowenig irgendwelche Verbindung wie zwischen ihnen und den akademisch bildenden. Alle diese Verhältnisse sind in der jetzigen Generation aus ihrer angenommenen Selbstverständlichkeit in einen gewissen Fluß sicheren und freien Beziehungsgefühls gegen kastenartiges Abgegrenztsein gekommen.

Die Grisebachs lernte ich erst durch ein Eingeladenwerden etwa als Achtjähriger zu Eduards Geburtstag, den 9. Oktober, kennen. Denn Eduard war 2 Jahre, $7\frac{1}{2}$ Monate jünger als ich, Hans etwa 2 Jahre jünger als Eduard. Mitschüler waren wir also nicht von Anfang an, in derselben Klasse niemals. Seit dem Umzuge der Grisebachschen

Familie in das Gräßelsche Haus in der „Allee“ (der jetzt seit einigen Jahren die Doppelreihe der stattlichen Ahornbäume zwischen zwei Fahrstraßen und zwei Bürgersteigen fehlt) wurden wir nun aber auch Nachbarn, da die Wohnung meiner Eltern nur hundert Schritt weiter westwärts lag. Von da ab wurde mein Verkehr mit Hans und namentlich mit Eduard („Edward“ hieß er allgemein, bis er sich selbst als Schriftsteller *E d u a r d* Grisebach in der Öffentlichkeit einführte) natürlich viel reger. Mitgenossen wurden noch allmählich die beiden Söhne des berühmten Handelsrechtslehrers Heinrich Thöl, Heinrich und August, die nur zweihundert Schritt weiter westwärts von mir in einer herrlichen Wohnung mit schönem Garten im „Langenbeckschen“ großen Doppelhause lebten. Mit Grisebachs waren die Thöls immer intim gewesen, sonst aber wurden sie überaus häuslich gehalten; mein Verkehr mit ihnen wurde nur durch die Grisebachs vermittelt. In den ersten Jahren meiner und der Grisebachschen Nachbarschaft waren die Thöls freilich mehrmals ganze Halbjahre lang von Göttingen fern, weil der Vater der Kommission für Herstellung eines allgemeinen deutschen Handelsgesetzbuches angehörte, die in Großstädten wie Nürnberg und Hamburg ihre Dauersitzungen abhielt; Thöl hatte mehrmals seine Familie dahin mitgenommen. Wilden Jungenspielen standen die beiden Thöls immer fern; seine Geruchsamkeit war ihr Typus. Beide sind hervorragende Juristen geworden, übrigens im Gegensatz zum Vater ohne schriftstellerische Aktivität. Beide sind leider, wie beide Grisebachs, schon tot, wie denn alt werdende Leute sich immer mehr oder weniger von Jugendfreunden vereinsamt fühlen. Heinrich war 1 Jahr, 11 $\frac{1}{2}$ Monate jünger als ich, August ungefähr 2 Jahre jünger als sein Bruder. Heinrich ist als Reichsgerichtsrat in Leipzig gestorben, August als Oberlandesgerichtsrat in Hamburg. Die feine juristische Subtilität der drei Thöls wurde später in unseren Bekanntenkreisen charakterisiert durch das Urteil, von dem niemand weiß, wer es zuerst geprägt hat: „August spaltet ein Haar in zwei Teile, Heinrich, der Vater, in drei, Heinrich, der Sohn, in vier.“ An der großen Bibliothek des Professors Thöl, die Heinrich geerbt hat, würden auch Bibliotheken ihre Freude gehabt haben.

Edward Grisebach hatte es in höchstem Maße als eine Naturgabe an

sich, daß seine Neigungen ohne viele Reflexion das ihnen Gemäße ergriffen und dann mit Feuereifer dafür lebten. Zuerst war es die Botanik; das weitaus überwiegende Interesse für ihn etwa von seinem elften bis fünfzehnten Jahre. Die ganze Flora seiner Umgebung lernte er in dieser Zeit aufs genaueste kennen, im Verständnis ihrer wissenschaftlichen Einteilung und mit liebevoller Versenkung in die Einzelerscheinung aller Arten und Unterarten ihrer Kinder. Das einsame Hinausziehen in Flur und Wald und Berg zur Befriedigung seiner Leidenschaft für Botanik war von seiten seiner Eltern auch ganz ausgeschlossen von ihrer Obhut für ihre Kinder, dem Bummelleben auf der Straße ganz fern zu bleiben. Von unserem pflichtmäßigen Pflanzenabholen für die ganze Klasse, das der Reihe nach wöchentlich zwei bis drei Schülern zufiel, um alle mit den Exemplaren zu versehen, die gerade „durchzunehmen“ waren, schied sich der Eifer seiner persönlichen Liebhaberei und der Grad seiner Kenntnisse himmelweit; so war ich z. B. nur einmal für die Sumpfdotterblume und einmal für Taugengrün an die Reihe gekommen, alle übrigen Pflanzen, außer die wir selbst geholt hatten, wuchsen uns nicht ans Herz. In zweiter Linie stellten sich für Edward Grisebach die Eiersammlung und der Schmetterlingsfang in Verbindung mit der Raupensuche und Hinlegen zur Verpuppung daneben ein. In der Eierkunde war ich ihm nicht unterlegen. Einmal hatte er sich vorgenommen, mich auf die Probe zu stellen. Wir schwärmten nämlich besonders für Falkeneier, die eigentlich nur von den Falken, die in unserer Gegend die alten Turmruinen der — auch von Goethe bei seinem Besuche Göttingens im Jahre 1802 aufgesuchten — „Plesse“, zwei Stunden nördlich von der Stadt, umkreisten, zu gewinnen waren. Die Falkeneier ähnelten in ihrer Farbe merkwürdig dem Papier, in welches die Bücher der Universitätsbibliothek eingebunden zu werden pflegten. Daraufhin hatte Edward Grisebach ein ungefähr ebenso großes weißes Ei mit diesem Papier überklebt und bot es mir zum Tausch an. Ich wurde aber doch stutzig und sagte ihm die versuchte Täuschung auf den Kopf zu. Lachend gestand er mir dann seine geplante Überlistung zu, aber ohne Ärger, weil er von Neid sein Leben lang so ganz frei war, wie ich das Verschontsein von diesem allgemeinen allzu menschlichen Fehler eigent-

lich nur bei ganz entschieden talentvollen Menschen beobachtet habe. Für den Schmetterlingsfang war seine Leidenschaft größer, weil dort das Objekt dem Menschen sich zu entziehen sucht. Nach den Schwalbenschwänzen, die nur auf der „Kläyer“, der Anhöhe des Heinberges, wo jetzt der Bismarckturm ragt, sich in ihrem so raschen Fluge tummeln, konnte er sich mit dem Schmetterlingsnetz in der Hand einen ganz heißen roten Kopf anrennen. Außer diesen legten wir es vor allem auf die Raupen des Ligusterschwärmers oder gar — leider immer vergeblich — des „Totenkopfes“ an. Bei dem Absuchen der Gartenplanzen nach einem „blauen Ordensband“ — die „roten“ waren uns viel zu gemein — waren wir viel zusammen; einmal ein Exemplar dieses seltenen Nachtfalters zu finden, auf welcher Suche wir an dem Bibliothekar Strohmeier einen Konkurrenten hatten, konnte uns förmlich beglücken.

Von Knabenspielen hatten in diesen Jahren der Kindheit am meisten das „Knippeln“ über uns Macht. „Knippeln“ ist sicherlich ein niedersächsischer Provinzialismus, „Knippel“ hießen in Göttingen die zum Kinderspiel hergestellten Tonkugeln, die man in Altpreußen „Knicker“ nennt. Sie stufen sich in Größe und Wert mannigfach ab. Der geringste war der kleinste, der „Saul“, dessen gemeinem Tongrau keine Färbung nachhalf; der „Gelbe“ galt schon zwei „Saul“, ihrer vier der dann folgende „Knaster“ aus Alabaster; es folgten buntbemalte Ton-„Knippel“ von verschiedener Größe und Schönheit bis zum zehnfachen Werte des Saul. Die Füllung eines „Knippelbeutels“ beim Kaufmann war schon eine nicht so ganz unansehnliche Aufgabe für — die Eltern oder das Taschengeld. Der Knippel wurde am Rand oder in der Mitte der steinernen Vorstufen der Hauseingänge aufgestellt; ihn mit einer viel größeren irdenen Kugel herunterzuholen, war die Pointe des Spiels, der heruntergeholt Knippel ging in den Besitz dessen, der so glücklich gezielt hatte, über. Die Hausbesitzer müssen das Treiben wohl als ein Servitut auf ihre Hauseingänge angesehen haben, ein Verbot dieses kam von ihrer Seite nicht vor. An der Wand der „Aula“ (des „Universitätsgebäudes“), dem Gymnasium gegenüber, war am Ende der langen untersten Stufe in deren ganzer Breite eine mehrere Zentimeter tiefe Aushöhlung entstanden: der „Anmacher“ (die größere irdene Kugel) der in der Frei-

viertelstunde knippelnden Schüler war der Tropfen gewesen, der diesen Stein ausgehöhlt hatte. Im vorschreitenden Alter wandelt sich diese Leidenschaft in Regel- und Billardspiel um. Edward knippelte meisterhaft und bei aller Glut des Ehrgeizes und des Vorteils des Gewinnes doch mit Ruhe, ich wurde, wenn die Chancen ungünstiger wurden, heiß, zu unruhig („hirowelig“), und so ist mir noch heute der empfindliche Seelenschmerz in lebhafter Erinnerung, als er einmal vor Mittag mir siegreich den ganzen Knippelbeutel geleert hatte — vor dem Hause neben uns an, in welchem die Zierde der Georgia Augusta, Hermann Lohse, wohnte, der Verfasser des „Mikrokosmos“, der vielleicht auch solche Erscheinungen aus einer kleinen Welt nicht für unwert gehalten hat, sie in seinem Philosophieren über die menschliche Natur einmal zu beachten.

Edward Grisebachs Konfirmationsjahr 1866, in dem er 15 Jahre alt wurde, brachte eine tiefgehende Veränderung mit sich. Durch die dieser heiligen kirchlichen Handlung gewidmete Vorbereitungszeit, die zu St. Jacobi in Göttingen besonders gründlich war, die nämlich dem Winterhalbjahr des Konfirmandenunterrichts von wöchentlich drei Stunden (an Stelle freigegebener Schulstunden von 11 bis 12 Uhr) noch ein Winterhalbjahr von Zuhören am Konfirmandenunterricht vorhergehen ließ, auch noch eine wöchentliche Nachmittagsstunde für Kirchengeschichte hinzufügte, eigentlich weniger. Unser Lehrer, der sich gerne unseren „geistlichen Vater“ nannte, Superintendent Hildebrand, war das Muster eines gläubig-frommen lutherischen Christen, dessen gleichen ich in meinem langen Leben kaum je wiedergesehen habe. Er verlor sich sichtbar und fühlbar nie aus der Gegenwart Gottes, sein Anblick war, wie des heiligen Stephanus, „eines Engels Antlitz“, und es war ihm um seine lieben Konfirmanden eine heilige Herzenssache. Der Ehrfurcht vor ihm konnte sich keiner seiner Schüler entziehen außer ganz aberflächliche, gewöhnliche Naturen, deren aber auch keine sich äußerlich gegen ihn irgend etwas, das die Ehrerbietung verletzte, herausnahm. So kam der gewisse gesetzte Ernst dieser Zeit auch über Edward Grisebach. Eine Natur von religiöser Veranlagung war er sonst nicht: seiner Mutter fehlte diese nicht, wenn sie auch mehr eine in Gefühlsregungen aufwallende als in tiefer Gesinnungsfestigkeit gewurzelte Christin war; der Vater war ein auf die Wissenschaftstätigkeit sich beschränkender Naturforscher, der die Kirche alljähr-

lich nur einmal, am Gründonnerstag, als Abendmahlsgast besuchte, offenbar seiner Frau zuliebe, aber in aufrichtiger Gedächtnisfeier eines ganz großen frommen Menschen und Lehrers der Menschenliebe. In die Tiefe ging dieser vorbereitende Religionsunterricht dem jungen Edward nicht. Mir, bei einer anders gearteten Natur, hatte er, drei Jahre früher, dies im höchsten Maße getan: doch war es mir persönlich immer klar, daß ich als eine anima naturaliter christiana den Inhalt der christlichen Glaubenslehre vom Herzen lieben und ehren mußte, dagegen, daß es wirklich um die göttlichen und menschlichen Dinge so stehen könnte, wie es die Glaubenslehre vorstellt — nicht etwa nur mit zweifelnden Gedanken belegte, sondern ohne Wanken gewiß war, daß es nicht so wäre, aber mit dem begleitenden Gefühl, daß es leider nicht so sein könnte —, welche ganz eigene Seelenspaltung mir, beiläufig gesagt, auch als Schriftsteller mein Leben lang eine isolierte Stellung eingetragen hat. Manche, in ihrer Melodie herrliche, in ihrem sprachlichen Wortlaut freilich fast nie von Anstößen freie, unserer evangelischen Kirchenlieder rührten mich in einer mir selbst unwillkommenen Weise zu Tränen, für Edward waren auch diese nichts von Belang. Höchst merkwürdig, daß diesem hochbegabten, auch für die Form aufs feinste besaiteten Lyriker jegliches Gehör für musikalische Melodien versagt war. Eine andere Ader erwachte in dieser Konfirmationszeit in dem späteren Dichter des „Neuen Tannhäuser“: die erotische, und im Zusammenhang damit zu gleicher Zeit die Liebe zu lyrischer Poesie. Sein erotischer Geschmack wandte sich dem allerwürdigsten Gegenstande zu, der für diesen damals von der Stadt Göttingen umschlossen wurde. Im Jahre 1857 war eine deutsch-englische Witwe eines Londoner Kaufmannes, die ihre Jugendzeit auch in Göttingen verlebt hatte, in unsere Stadt übergesiedelt. Deren älteste Tochter, im Alter zwischen Edward und mir, war eine holdselige Schönheit ersten Ranges. Der feinsten Regelmäßigkeit edelster Züge gesellte sich die schlankste, anmutigste Gestalt, Vornehmheit in Haltung und Schritt, und der Gesichtsausdruck einer zartweiblichen lautereren hohen Seele. Doch dies alles sind ja Worte, die zusammenzuhalten suchen, was das einer Beschreibung nie voll zugängliche Bild selbst in eins gab. Im Jahre 1869 kamen zwei Cousinen von ihr, Töchter von Vätern, die Brüder waren und Schwestern geheiratet hatten, nun

auch vorübergehend nach Göttingen in eine Pension eines Professors der Pädagogik von Fach, um ausnahmsweise nach einem halben Jahre des Unterrichts von Hildebrand konfirmiert zu werden. Die drei Cousinen gingen natürlich sehr oft zusammen. Sie waren von deutlicher Familienähnlichkeit, die ältere schön, doch etwas nach vorwärts geneigt in Haltung, die jüngere sehr schön, ihrer Göttinger Cousine noch ähnlicher, etwas weniger schlank und die Zartheit dieser mehr in einen Anflug von strenger Herbigkeit vertauschend. Edwards zum erstenmal aufgehende Liebe umfaßte gewissermaßen alle drei — die auch Mitkonfirmandinnen waren und in den letzten Wochen vor der Konfirmation mit den Konfirmanden zusammen unterrichtet wurden; auf eine der drei konzentrierte sie sich in verschiedenen Monaten abwechselnd, so daß sie zuerst der Göttingerin, dann der jüngeren Londonerin zugewandt war. Seine ersten lyrischen Gedichte, solche in freierer Form, wie sie der Augenblick eingab, und auch Sonette, hauchten ihm nacheinander diese beiden ein. Daß aber auch noch etwas recht jugendhaftes dieser ersten Liebe anhing, das möge folgende skizzierte Szene, eines der allerlebhaftesten meiner Erinnerungsbilder aus längst verschwundenen Zeiten, beweisen. Eines Sonntags nachmittags im Frühsommer 1859 schlenderten Edward und ich, dabei auch Hans und die beiden Thöls, an den Ufern unseres vielgeliebten sich zwischen alten Weidenbäumen dahinschlängelnden Baches, „der Luther“, eine halbe Stunde nördlich von der Stadt, als auf einmal die beiden Londonerinnen in der Begleitung ihrer Pensionsfamilie auf dem breiten Feldwege, der auf der Brücke des „Weender Kirchweges“ führt, auftauchten (Leise Hoffnungen zu solchen Begegnungen schwebten im stillen wohl immer auch den Spaziergängen ins Freie vor.) Dem Edward fiel der Anblick sichtbar auf die Seele. Wir standen natürlich abwartend still, weil wir sonst schon über den Schnittpunkt der Begegnung hinausgekommen wären, den Lutherbach aber bis zu seiner Mündung in die Leine verfolgen wollten. Als die Herankommenden nur noch dreißig Schritt entfernt waren, nahm Edward plötzlich einen stürmischen Anlauf und sprang mit den Worten: „Nun aber elegant und riesig!“ von der zwei Meter sich erhebenden Böschung über die Luther hinüber. Bis zum andern Ufer war es aber mindestens 15 Fuß weit, und für diese Entfernung war auch der angestrengteste Sprung zu kurz. Das

zum Glück flache Uferwasser spritzte hoch auf und Edward mußte mit nassen Stiefeln und Kleidern nach Hause gehen. Seine Haltung nunmehr, schon unmittelbar vor Augen der vorüberschreitenden jungen Mädchen, war aber doch geistesgegenwärtig, nichts weniger als blamiert, sondern stolz und ruhig selbstbewußt, als ob er dächte „in magnis et voluisse sat est“ und bewiesen hätte, daß er für die jungen Mädchen ins Wasser zu springen bereit wäre. Der Lutherbach ist seit vielen Jahren jetzt bei Gelegenheit der „Umkoppelung“ zu einem öden, langweiligen geraden Kanal begnadigt, die Weidenbäume, unter denen oft Schafherden anmutig belebend weideten, sind gefallen, und viele Jugenderinnerungen sind nicht mehr an Ort und Stelle mit der jetzigen Örtlichkeit in Einklang zu bringen. (Übrigens kannte Edward und „grüßte“ die schönen drei Deutschengländerinnen nur erst von der Nachfeier, die am Montag nach dem Konfirmationsfeiertag in einem Gasthaussaale im Dorfe Weende unter Hildebrands Beteiligung folgte. Die zarte Bescheidenheit des jungen Siegfried des Nibelungenliedes: „Wie kunde das geschehen, daß ich dich lieben sollde?“ lag dem spätern Tannhäuser-Dichter nicht eben im Blute; nur damals machte er noch aus der Not eine Tugend.

Mit der Leidenschaft für die Lyrik verband sich bei dem 15–16 Jahre alten Edward Grisebach nun aber auch die für die Literatur überhaupt, die bald das Bindeglied werden sollte zu der für ihn sehr entscheidend werdenden Freundschaft mit dem 10 Jahre älteren Lyriker Albert Möser. Die Begeisterung für die Lyrik war eben sogleich mit eigener Produktion von Gedichten verbunden. In seinem 16. und 17. Lebensjahr erschien Edward, der damals ein Schüler der obersten Gymnasialklasse war, ohne Verabredung, aber tatsächlich jeden Mittwoch um 3 Uhr bei mir, dem jungen Studenten, im Hause, um die lyrischen Gedichte, die die Frucht der letzten Woche waren, mir vorzulesen und mein Urteil und Besprechung über sie hervorzurufen, an die sich allgem. meines Ästhetisieren über die redenden Künste knüpfte, oft aber auf einzelne Stellen gründlich hinsichtlich ihrer Gediegenheit erwogen wurden, wobei mir mein, aber frei und unpedantisch getriebenes Fachphilologentum sehr zugute kam. Es war in der menschlichen Natur begründet, daß ich, der ich nichts dergleichen aufzuweisen hatte, zunächst im stillen Herzen mit Neid gegen den so begabten, auf diesem Gebiete

so ungleich begabteren jungen Freund erfüllt werden mußte. Edward bemerkte davon nichts. Ich kann aber mich der Wahrheit gemäß rühmen, daß ich über diesen unglücklichen und unschönen Seelenzustand bald und gründlich hinwegkam. Ich hatte gerade durch Albert Möser Schopenhauer kennen gelernt, und sein Kapitel im ersten Bande der *Parerga* „Was einer vorstellt“ hatte einen tiefen und befreienden Eindruck auf mich gemacht. „Was einer ist“, das hatte mir Schopenhauer als die große Hauptsache in die Seele gebrannt und „Was einer vorstellt“ als gemeiniglich um „vielleicht das Fünzigfache“ überschätzt zum Bewußtsein gebracht. Es ist mir eine große Wohlthat für das ganze Leben geworden. Dazu kam die Wertung der Weisheit der Alten. Ich beobachtete, daß Klagen der Menschen oft auf den Neid gingen, den andere Menschen gegen einen selbst empfindend betätigten. Mein eigenes Erleben aber sagte mir, daß viel schlimmer ja der Neid sei, den man selbst in der eigenen Seele empfindet. Das ist der Neid, von dem Horaz sagt: *Invidia sicuti non invenere tyranni maius tormentum*. Von Cicero nach griechischen Quellen klang mir immer ins Ohr sein „*quam id honestum!*“, angewandt auf den Willen, die Neidregung unter die Füße zu bringen, und Edward selbst erleichterte dies, indem er in dieser Richtung so ahnungslos war, daß er mir überhaupt nichts Derartiges zumutete, und andererseits doch auch mein Urtheil in Betracht kommen ließ. Ich wollte dies ehrlich erzählen, auch um bei dieser Gelegenheit zu bemerken, daß ich in das häufige Gebahren der Menschen, als ob sie ganz von selbst neidfrei seien, doch eine Bezweiflung der vollen Ehrlichkeit setze. Ein innerlicher sittlicher Prozeß gehört doch dazu, um es dahin zu bringen, und große Aufmerksamkeit auf sich selbst, um keine Rückfälle zu erleiden. Der Neid ist ein gar zu tief in der menschlichen Natur wurzelndes Übel. Ich habe oft gedacht, daß, wenn Schiller ebenso lange wie Goethe gelebt und jedes Jahr weiter ein so großes Drama gedichtet hätte wie von 1799 bis 1804/05, selbst ein so großer Lebenskünstler wie Goethe sich des Neides schwerlich erwehrt haben würde — zumal die beiden doch auf derselben Rennbahn liefen. Unser Eingehen auf Grisebachs Gedichte war, wenn es oft auch bei dem Eindruck der ersten Aufnahme blieb, doch sehr genau, selbst einzelne Ausdrücke peinlich abwägend, ob auch das Beste und, was eigentlich gemeint sei, richtig getroffen wäre. Als Beispiel schwebt mir noch heute das

Folgende vor: Etwas später, als Grisebach schon Möser kennen gelernt hatte und unter dem Einfluß der *Oden* dichtung dieses Lyrikers gekommen war, hatte er auf den Tod eines gemeinschaftlichen jungen Freundes eine wunderschöne, wirklich „tiefempfundene“ Ode gedichtet, in welcher die Strophe vorkam:

Raum konnt' ich's fassen: dieser, der mit dir geht,
In wenig Monden sinkt er ins stille Grab,
Der feingeformte Mund, das schöne
Lockige Haupt der Verwesung Beute!

Es war der älteste Sohn des Obergerichtspräsidenten Nieper, der, 15–16 Jahre alt, auf der Höhe der geistigen Interessen eines Möser und Grisebach ja nicht stand, aber durch die Lieblichkeit seiner Erscheinung und die Zartheit seiner Seele bezauberte und sich gerne uns auf gemeinschaftlichen Spaziergängen anschloß; er trug unglückseligerweise den Keim der Schwindsucht in sich und war schon einem stark vorschreitenden Leiden verfallen, so daß uns sein hohler Husten mit tiefem Mitleid heimlich durchschauerte. Möser focht nun die Worte: „dieser, der mit dir geht“ scharf an, weil sie gar zu platt und prosaisch seien. Edward und ich blieben aber ganz fest dabei, daß es gerade so heißen müsse, weil eben diese Einfachheit der Worte ganz dem wirklichen Erlebnis entspräche: Er geht doch noch mit uns wie ein Gesunder, und doch sind seine Tage so kurz gezählt. Möser war in diesem Falle einmal der Verführung durch das *schöne Wort* unterlegen, welches seit der Zeit immer mehr Verwüstungen der schlichten Wahrheit im Schrifttum anrichtet, in dem die Talente sich krampfhaft überbieten wollen.

Die Bekanntschaft mit Möser sollte also für Edward Grisebach höchst bedeutungsvoll werden. Möser hatte von Grisebachs lyrischem Talent gehört, und auch das frische Bild des talentvollen Jünglings zog ihn an, er wünschte ihn durch mich auf einem gemeinschaftlichen Spaziergange kennen zu lernen. Möser war fast acht Jahre älter als ich und über zehn Jahre älter als Grisebach. Er war etwas spät, nach der Volksschule, noch auf das Gymnasium gekommen, hatte Jurisprudenz studiert und im Jahre 1859 sein Referendar- (damals „Auditor“) Examen in Hannover gut bestanden. Sein Vater war Universitätspedell in

Göttingen. Dieser hatte beim Justizminister beantragt, daß sein Sohn während seiner Auditorjahre immer in Göttingen belassen werden möchte, weil sein Einkommen ihm nicht ermöglichte, ihn anders denn als Haussohn in der eigenen Wirtschaft zu unterhalten. Der Minister hatte dies als untunlich abgelehnt, weil die Auditoren in ihren verschiedenen Stationen zur Mannigfaltigkeit ihrer Ausbildung vielfach verschickt zu werden pflegten, aber, wie man allgemein fühlte, weil einem angehenden Theilhaber des vornehmen Juristenstandes nicht in der allgemeinen Kenntniß die Zugehörigkeit zu dem Hause eines untern Beamten aufgeprägt sein dürfe. Dieser Standeshochmut war damals noch so traditionell bodenständig, obgleich er auch schon kritisiert wurde, wie er jetzt grundsätzlich überwunden ist, obgleich er doch noch in starken Spuren fortdauert. Albert Möser war also gezwungen, einen Berufsweg neu zu beginnen, und erwählte das Studium der klassischen Philosophie. So blieb er noch weiter — von 1859 bis 1862 — in Göttingen. Seine lebhafteste persönliche Verbindung mit Grisebach hat davon das letzte Jahr bestanden. Dieser hatte anfangs gar keine Lust, dem Wunsche Möser's entgegenzukommen. Hochmut von Professorsöhnen gegen den Pedellssohn steckte nicht im mindesten dahinter. Ubrigens war Möser's Vater in seiner Weise auch ein sehr achtungswerter Mann, der mit pflichtmäßiger Gewissenhaftigkeit und den Professoren besonders wohlgefälligem Taktgefühl seines Amtes waltete. (Eher ist es Möser dem Sohn die Schwäche schuld zu geben, daß er das häßliche Gefühl der Geniertheit über die hinter seiner Bildung so weit zurückstehenden Eltern nicht vollständig überwand; nie hinsichtlich der sehr verehrten Mutter, aber z. B. soll er nach sicherer Erzählung, die mir von einem dabei Beteiligten geworden ist, als er ganz ausnahmsweise mit seinem gleichaltrigen Freunde Karl Holle, an den er die wunderschönen Oden, Band I, Nr. 31, gerichtet hat, den Kneipabend in dessen Verbindung als Gast besuchte, von dem Moment an völlig verstimmt und auf den Mund geschlagen gewesen sein, als der Pedell, der um $\frac{1}{2}$ 12 Uhr eintrat und Feierabend — mit $\frac{1}{4}$ Stunde tempus — ansagte, nun gerade im Turnus der Pedell Möser gewesen war.) Albert Möser konnte auf seine bloße äußere Erscheinung hin für manchen vielleicht wenig anziehend sein, weil er auf dem vielleicht auch an sich nicht sympathischen Gesichte oft den Ausdruck mißmutigen Ernstes zeigte und bei seiner

kaum mittelhohen Gestalt auch die eine Schulter sichtlich höher trug. Edward begegnete meinem Anliegen zuerst mit dem Einwande, daß ihm Möser „nicht sympathisch“ sei. Ich blieb aber fest mit der Versicherung, daß er von der Fülle des Möser'schen unverstieglieh fließenden, dabei aber der Gegenrede Raum gebenden Redestromes bald ganz hingenommen sein würde. So willigte er nach einigen Wochen in den Spaziergang ein. (Ich war in ähnlicher Weise, nur ohne Sträuben, ein Jahr früher mit Möser bekannt geworden und trage noch heute die lebendigste Erinnerung an den überaus bedeutungsvollen ersten Spaziergang an den Ufern der „alten“ Leine auf der Maschwiese; ich war in eine andere Welt versetzt, als mir zum erstenmal ein Mensch den Kant'schen transzendentalen Idealismus von Raum und Zeit ernst nahm, den ich immer nur als eine schulwissenschaftliche Verstiegtheit hingenommen hatte.) Meine Voraussetzung ging vollständig in Erfüllung. Ich selbst hielt mich absichtlich sehr zurück, um die beiden zueinander zu bringen, und sie waren denn auch bald in weitausgreifenden Literaturgesprächen ganz beieinander. Ihre nunmehrige geistige Verbindung war nach ein paar Stunden fest begründet.

Für Edward Grisebach hatte das seine dreifache machtvolle Bedeutung. Erstens wurde seine Ablenkung von der Naturwissenschaft an die Geisteswissenschaft, speziell die Beschäftigung mit der schönen Literatur, besiegelt. Er wurde ein noch viel leidenschaftlicherer Leser. Zweitens wurde seine dichterische Produktion vielseitiger. Die erotische Einseitigkeit verlor sich: der Eindruck weiblicher Anziehung verlor seine überwiegende Bedeutung gegen das weite Bereich alles dessen, was Geist und Gemüt des Menschen erfassen kann; insbesondere zog er nun auch Möser's lyrische Lieblingsformen, Ode und Sonett, heran, auch der Inhalt der Möser'schen Gedichte, der etwas Programmatishes an sich hatte, die Gesinnung des Dichters zu den großen Fragen des Lebens feierlich verkündigte, selten „Gelegenheits“poesie war, fand nun einigen Eingang bei ihm. Nicht auf die Dauer, und nicht das Frühere auflöschend, wie denn auch Möser, nachdem er seiner eignen Natur, deren dichterischer Ausdruck in erhabener Einzigkeit in der Gedankenlyrik dasteht, genuggetan hatte, vielmehr, der echten Lyrik sich zuwendend, Gelegenheitsgedichte geschaffen hat. Drittens lernte Grisebach durch Möser sogleich den Schopenhauer kennen, den Möser

für sich, auf wenige ihn mit Neugier überstürzende Zeilen der Julian Schmidtschen Literaturgeschichte hin, entdeckt hatte, zu einer Zeit, wo die Kenntniss der Schopenhauerschen Werke noch ein Privatbesitzthum einiger weniger war. Grisebach entlieh sogleich von Möser die Parerga und verschlang sie, die nicht so leicht zu verschlingenden mehr strengwissenschaftlichen Schriften folgten dann auch in größerer Ruhe bald nach. Mehr als dem Edward Grisebach konnte es Schopenhauer keinem Leser je angetan haben. All sein Denken und Fühlen schwamm nun im Schopenhauerschen Fahrwasser, die Literatur, die geistig von Menschen Freigeschaffenes zur Schöpfung hinzutut, trat nun für ihn an zweite Stelle gegen die, welche das Dasein zu ergründen sucht. Diese blieb ihm freilich immer im wesentlichen durch seinen Schopenhauer vertreten. Als Abiturient Michaelis 1863 hielt er die deutsche Abschiedsrede über das von ihm gewählte Thema: „Die Philosophie als Erklärerin der Welt“. Der fromme Direktor Geffers, der seine Schüler mit Einschärfung der Treue gegen „unser theueres Evangelium“ zu entlassen pflegte, war ein Jahr vorher gestorben; er hätte ihm das Manuskript, das so gehalten war, als ob es so etwas wie eine „Offenbarung Gottes“ gar nicht gäbe, zurückgegeben. Der neue Direktor, Schöning, war bei viel größerer geistiger Freiheit doch auch fromm und konnte in dieser Rede eine Mitgift für Schüler nicht empfinden. Aber auch Hildebrand war unter den Zuhörern, und vor dessen Ohren war mir diese Rede eines von ihm Konfirmierten eine gewisse Pein; auch dabei war mir nicht ganz wohl zumute, daß ein 18jähriger Jüngling so von oben herab sein ganzes Lehrerkollegium überlegen aufklären wollte. Den Schleier überkommener Denkungsart zu zerreißen, ist vielleicht kein Denker so mächtig wie Schopenhauer, aus dem heraus natürlich Grisebach sprach, und von dem hatte das Kollegium keine Ahnung; aber die natürliche Pietät auf so jugendlicher Stufe umgehen zu lehren, scheint mir doch keine neue Lehre würdig genug und berechtigt. Wenn irgend etwas von Schopenhauer auf Grisebach abfärbte, so war es damals vor allem die Freigeistigkeit. Aus dem nach der Seite positiver christlicher Religiosität nicht veranlagten Edward Grisebach war nun der erklärteste Freigeist fertig, und zwar in einer Weise, daß er sogar der naturalistischen Einseitigkeit sich noch mehr annäherte als Schopenhauer, der doch mit der Einsicht, daß die

Materie (zerebrospinale Organisation) für den Prozeß des Denkens unentbehrlich ist, die andere verband, daß sie doch nicht die vollzureichende Ursache dafür ist, und der in einem so triumphierenden Tone wie der junge Edward Grisebach in seiner ersten bald nach dieser Zeit entstandenen Schrift, deren Titel ich vergessen habe, ungefähr im Sinne der Enzyklopädisten sich ausließ, die Befreiung von aller Religion kaum gefordert haben würde. Für Schopenhauer bestanden zu den Weltreligionen des Erlösungsgedankens noch Bande der Ehrfurcht, die übrigens auch für Grisebach aufging, als er sich erst auch in diese Seite des Schopenhauerschen Geistes wenigstens anempfindend hineingedacht hatte. Auf einige Jahre wurde nun Schopenhauer für Grisebach sein A und O, bis er durch seine so fleißigen und verdienstvollen Schopenhauer-Arbeiten ihm den Dank für die einzigartige Beeinflussung seines geistigen Lebens abgetragen hatte und sich nun ähnlichen Diensten gegen andere geliebteste Schriftsteller zuwandte. Seine Liebe zu Schopenhauer bezog sich auch auf alle Seiten der schriftstellerischen Eigentümlichkeiten dieses großen Prosaisten, dem er auch einzelne orthographische Absonderlichkeiten recht geflissentlich nachmachte. So sehr auch Grisebachs literarische Interessen von dieser Zeit ab immer mehr ins Breite einer vielverschlingenden feurigen Lektüre gingen und so sehr auch Veröffentlichung lyrischer Produktion seinen Ehrgeiz bald entflammte, das Leben und Weben im Schopenhauer blieb lange die Signatur seines Geistes.

Im Spätherbst 1863 ging ich selbst dauernd aus Göttingen weg, Edward ging auf seine verschiedenen Universitäten, und nur noch einmal haben wir wieder länger an einem Ort zusammengelebt, in Berlin im Wintersemester 1866/67, und auch wieder auf der nämlichen Straße, der Französischen. Ich war damals „wissenschaftlicher Hilfslehrer“ am Friedrich-Wilhelm-Gymnasium, Edward formell stud. jur. im letzten Semester, bereitete sich aber schon auf seine „diplomatische“ Konsularlaufbahn vor, die er am ersten vereinbar gefunden hatte mit den dringenden Bedürfnissen seines geistigen Lebens und schaffenden und aufnehmenden literarischen Wirkens, dessen Heißhunger keinen Tag gestillt gewesen ist. Unsere persönliche Freundschaft ist nie getrübt, geschweige denn erloschen, aber sie begnügt sich mit ihrer Gewißheit und der Gemeinschaft unserer nahvertrauten Jugenderinnerungen. Aus-

drückliche Briefe haben wir nur recht selten gewechselt, doch von und nach seinen diplomatischen und konsularischen Stationen: Rom, Konstantinopel, Smyrna, Berlin, Jassy, Bukarest, Petersburg, Mailand, am längsten zuletzt in Port-au-Prince, jedenfalls einmal, weil das jedesmalige neue Bild seines Lebens in neuer Umwelt mir interessant sein mußte. Persönlich haben wir uns bisweilen wiedergesehen in Göttingen und Berlin, wo er sich bekanntlich seit 1890 als Privatmann mit einem Ruhegehalt von 1000 Talern aufhielt, dessen Zuschuß ihm zu seinem ererbten väterlichen Vermögen genügte, um seine eigentliche Sehnsucht nach einem ungeschmälerten geistigen Leben nach dem Vorbilde Schopenhauers auch unter Stillung seiner kostspieligen Neigungen zur Erweiterung seiner großen Bibliothek und zu bibliophilem Luxus befriedigen zu können. Hatte ich mittelbar einen bedeutenden Einfluß auf seine Jugendentwicklung üben können, so hörte dies auf seit unserer Trennung Ostern 1867, wo ich Berlin verließ, um es nur öfters noch auf Tage zu besuchen. Die Verschiedenheit unserer Naturen hatte sich deutlich herausgestellt. Edward hatte zur Büchervwelt einen Zug mit der Wucht instinktiven Bedürfnisses und unglaublicher Nervenkraft des besonderen Aufnehmens. Der kleinere Teil der Literatur, der sich über das Spezialwissenschaftliche hinaus bezieht auf die Erkenntnis dessen, was ist, war mir die ganze Hauptsache, der andere unbegrenzte, der die freien Schöpfungen der Talente und Genies, also sozusagen die menschlichen Neuschöpfungen zu der einen großen Gottes-schöpfung hinzubringt, lag Grisebach ebenso nahe wie der erstere — mit Ausnahme des auf diesem für Grisebach alles überschattenden Schopenhauer —, während ich ganz ungleich seltenere Ausflüge in ihn machen konnte, weil meine Lesekraft tief hinter der seinigen zurückstand und, was immer für das, was aus einem Menschenleben wird, das Wichtigste ist, der — aber „instinktive“ — Zwang der individuellen Veranlagung wenig nach dieser Richtung wirkte; auch muß man sich ja hinsichtlich der Erkenntnis der einen „großen Gottes-schöpfung“ in jedem Stadium noch sehr einfühlen (außer daß die Erkenntnis des Allerwichtigsten, ihrer metaphysischen Grundlage, zu einem Abschluß drängt, den als gewonnen anzunehmen man sich auch entschließen muß), so daß man es, wenn man vor allem nach dieser Richtung veranlagt ist, ruhig erträgt, wenn man in Bewunderung an den menschlichen Neuschöpfungen

weit hinter den von literatur- und kunstgeschichtlichen Neigungen besessenen Menschen zurücksteht. Edward und ich lebten also die letzten beiden Drittel seines Lebens jeder für sich, weshalb diese Erinnerungen auch eben nur Jugenderinnerungen sind und hier abbrechen. Doch will ich aus dem letzten Briefe, den ich von ihm, aus Berlin, 21. Mai 1904, erhalten habe, noch eine Stelle anführen: „Mein Dir bekannter herrlicher Sohn A u t o r (bekanntlich kein Wit, sondern auch ich bin so getauft, der Prediger wollte Schwierigkeiten bei ihm machen, bis ihn meine Frau belehrte — ich war nicht zugegen —, daß der heilige Autor Stadtheiliger von Braunschweig sei) geht seit Ostern ins Wilmersdorfer Bismarck-Gymnasium, wo er unter anderem auch ‚die neuesten Nachrichten vom lieben Gott, von den Engeln im Himmel und von der Hölle‘ mit nach Hause bringt — ich sage aber nichts dagegen: jeder muß immer wieder von neuem anfangen und er wird seinerzeit auch schon jemand finden, der ihn auf den Weg der Wahrheit weist, wie mich Mar Schneidewin auf der Weender Chaussee, ca. 1859... Dein alter Jugendfreund Edward Grisebach.“

Ich hatte oben Edward Grisebachs Freigeistigkeit auf den Einfluß Schopenhauers ca. 1861 zurückgeführt, dem scheint diese Briefstelle eine frühere Zeit und einen anderen Einfluß entgegenzustellen. Das klärt sich so auf, daß die g e i s t i g e F r e i h e i t hinsichtlich der Frage, ob den überlieferten Glaubensvorstellungen der Religion auch objektive Wahrheit zukomme, also ich in Edward Grisebach stark angeregt habe, die F r e i g e i s t i g k e i t dagegen aus seinem N a t u r e l l selbst noch mehr als aus manchen sich ihr annähernden Schopenhauerschen Stellen allmählich an deren Stelle getreten ist. Die Freigeistigkeit nimmt auch gegen den I n h a l t der Religion eine oft bis zum Fanatismus gehende Abneigung an, die geistige Freiheit überläßt das Gefühlsverhältnis zu diesem jedem einzelnen, unterscheidet nur aufs schärfste die Frage, ob der Inhalt, falls als wahr geglaubt, für den Menschen oder auch für gewisse menschliche Veranlagungen, w e r t v o l l ist, von der ganz andern, ob er auch tatsächlich in dem über jeder menschlichen Neigung oder Abneigung g e g e b e n e n Sinne begründet ist. Diese Scheidung habe ich immer, auch literarisch, vielleicht am deutlichsten in der an die Ausstellung des „Heiligen Rocks“ geknüpften Gelegenheitschrift „Das zeitgeschichtliche Ereignis von Trier“, als einen Maßstab zur Messung

über unsern religiösen Horizont (Berlin, Fr. Stahn, 1891) innegehalten, viele Resultate der Freigeistigkeit zwar unentwegt geteilt, aber ihrer Verherrlichung, als ob sie alles wären, immer ferngestanden.

Edward Grisebach der *Bibliophile* ist in meinen Erinnerungen, die sich auf die Zeit von 1853 bis 1864 erstrecken, noch gar nicht von mir berührt. Bücherliebhaber wurde er schon in dieser Zeit in hohem Grade, aber die Lust an der sinnvollen äußeren Ausstattung der Bücher trat in ihm noch gar nicht hervor, so daß ich es gemerkt hätte. Sogleich aber in ihren Anfängen in der ersten Ausgabe des „Neuen Tannhäuser“ 1869, und von da an immer mehr, außer sofern er durch Ausgaben in Sammelwerken, wie der Reclamschen, an deren einfache und feste Form der Ausstattung gebunden war. Von äußeren Einflüssen, die auf ihn zwischen 1863 und 1869 in der Richtung auf Bibliophilie ergangen wären, weiß ich nichts zu erzählen. Der Gedanke, auch selbst als Autor aufzutreten, muß auf ihn gewirkt haben, es auch in recht ansprechender Erscheinung zu tun, wie er denn auch in Beziehung auf seinen äußeren Menschen immer — nicht eitel und modernärrisch aber — sorgfältig und gewählt war. Die in ihm aufgegangene neue Liebe zu charaktervoller Schönheit der Gewandung des geistigen Inhalts der Bücher hat er dann mit dem Feuereifer seines Temperaments immer weiter fortgebildet und ist so einer der heroes eponymoi der Bibliophilen geworden.

Der in der Überschrift dieser Erinnerungen mitgenannte Hans Grisebach ist ja noch fast ganz zu kurz gekommen. Das brachte ja schon der Altersunterschied so mit sich, der ihn in unseren Kreis weniger eintreten ließ. Aber er war auch innerlich von ihm geschieden: Neigung zur Poesie und Literatur lag ihm ferner, dagegen hatte er von früh auf ein Talent, das zugleich seine ganze Liebe und Hingebung an sich riß, das zu bildender Kunst, insbesondere zur Architektur, das ihm dann auch seinen Namen geschaffen hat. Zunächst konnte er leicht zeichnen und betrieb es mit Inbrunst. Hier eine Anekdote aus seinem Schülerleben in dieser Beziehung. Der Direktor Schöning mochte es gar nicht gern, wenn ein Schüler schon Bartwuchs zeigte. Meinem jüngeren Bruder Hermann, einem Altersgenossen von Hans und Klassenschüler mit ihm in Sekunda und Prima, war früh ein Schnurrbart gewachsen. Der Direktor hatte ihm mehrmals vor der Klasse gesagt: „Schneide-

win, wischen Sie sich den Dreck unter der Nase ab!" So erschien er denn eines Tages ohne diesen Schmuck in der Schule. Da schickte Hans ihm einen Zettel unter der Bank zu, auf dem er zwei ähnliche Porträts mit dem Bleistift hingeworfen hatte, das linke mit, das rechte ohne Schnurrbart, mit der Unterschrift: „Ach wie bald, ach wie bald Schwindet Schönheit und Gestalt!" Die Einnischung des Begriffes „Gestalt" zeigte zugleich die Aufgelegttheit eines wüthigen Kopfes. Denn Witz hängt, wie ich finde, immer davon ab, daß mit einem Schein von Recht etwas unter einen Begriff subsumiert wird, was von einer andern Hauptseite her dies verbietet.

Hellen Geist und hohe Begabung theilte Hans mit Edward. In den eigentlichen Schulfächern waren sie beide nicht bedeutend. Von Hans hat sich die unfreiwillige Übersetzung bei einer Abschlusssanfare von Horaz: „Omnes eodem cogimur“, „Wir alle denken dasselbe" bei seinen erheiterten Mitschülern erhalten. An Temperament war Hans immerhin etwas mehr ruhig und gefest, aber Blut und Inbrunst für das, was sie interessierte, war beider Theil. Hans lebte 1870/71 ein paar Monate in Hameln, als ganz junger Schüler des im Hannoverland weit berühmten Lehrers der Architektur an der Polytechnischen Hochschule, Konrad Wilhelm Hase, von diesem mit der Wiederherstellung des alten Münsters, das seit der „Franzosenzeit" 1806 — 1813 leerstand und verfiel, beauftragt; das wunderschöne Portal hat Hans, wie ich ihn selbst oft bei der Arbeit gesehen habe, neu gemeißelt. Die ganze Tiefe seiner Kunstfreude erlebte ich eines Abends, als wir zusammen in der Hauptstraße („Osterstraße") vom Thor aus eintraten, am herrlichen „Rattenfängerhause" vorbeigingen und die scheidende Sonne dreihundert Schritte weiter rechts an der Straße das „Hochzeitshaus" in seiner Architektur strahlend hervortreten ließ. Hans hielt sich mit einem lauten Ah! mit der Hand die Brust und stöhnte wie einer, der eine Anwandlung von seligem Gefühl kaum tragen kann: Die Schönheit dieses ganz eigenartigen Stils der beiden Bauten hatte es ihm einmal wieder angetan. Ich, dem dieses Talent versagt ist, hatte sie bisweilen mit ausdrücklichem Wohlgefallen, aber doch immer mit Ruhe angesehen. Aber so ist es: „Wer mit einem Talent zu einem Talent" (was beides nicht immer zusammenfällt) „geboren ist, findet darin sein schönstes Dasein." (Goethe.) Glückliche Menschen sind so beide Brüder gewesen,

wenn auch beide nicht in einem bis zu hohem Alter gediehenen Leben. Glückliche waren sie beide auch schon, ehe diese Weihe des Lebens mit Talent zu einem Talent hinzukam. Edward selbst hat mir einmal, sehr früh, erzählt: „Gestern habe ich mich denn wirklich mit Hans geprügelt. Das kam so: Ich rief aus: „Ich bin doch der glücklichste Mensch!“ „Nein, das bin ich!“ rief Hans wie beleidigt dazwischen, und so kam es dazu, daß wir aufeinander losschlugen in dem Streit, daß jeder der glücklichste Mensch sein wollte.“ Edward war Tertianer, Hans Quintaner. Der spätere Schopenhauersche Pessimist Edward Grisebach hat teils mit wissenschaftlichem Recht von der Zufälligkeit seines persönlichen Falles abgesehen, teils aber den Pessimismus, gegen den sein eigener regelmäßiger Gefühlszustand ein Zeuge war, nur anempfunden.

Bibliophile ist auch Hans geworden, wohl aber nicht mit gleicher Ursprünglichkeit wie Eduard, sondern offenbar unter dem Einfluß seines Bruders. Daß er eine so große und glänzende Bibliothek besessen und ganz auch mit bibliophilem Geiste verwaltet hat wie Eduard, glaube ich nicht. Die Eduards habe ich noch öfters angestaunt, die seines Bruders nie gesehen.

Über den Berliner Aufenthalt E. Grisebachs in den Jahren 1866/67 und das Moment des Umschwunges, das das geschichtliche Wirken Bismarcks damals für die Konstitution der Persönlichkeit E. Grisebachs durch die Vermittlung Hans Herwigs mit sich brachte, habe ich einiges Nähere mitgeteilt in „Ein Stück aus meinen Lebenserinnerungen“ in den „Preuß. Jahrbüchern“, Augustheft 1905.

Eduard Grisebach

Auto-Bibliographisches*)

Daß meine jüngste Publikation, der „Katalog der Bücher eines deutschen Bibliophilen“ (mit einer Porträt-Abbildung nach dem Pastellgemälde von Max Liebermann, Leipzig, W. Drugulin, 1894) für die Redaktion dieser Zeitschrift zum Anlaß geworden, mich in der

*) Zum erstenmal erschienen in der Zeitschrift „Vom Fels zum Meer“, XIV. Jahrgang, Stuttgart 1894, S. 402 ff. Mit Porträt nach der Natur gezeichnet von Prof. Hans Fehner jun. (Anm. des Hrs. ggb.)

Werkstatt abbilden zu lassen, hat mich auf das angenehmste überrascht, als ein sicheres Zeichen, daß der in Deutschland so lange Zeit dürre Stab des Bibliophilen nun auszuschlagen beginnt. Gern komme ich daher der gleichzeitigen freundlichen Aufforderung nach, das Bild des Meisters Hans Fehner mit einigen selbstbiographischen Aufzeichnungen zu begleiten. Mein Leben besteht aber in meinen Büchern, zumal jetzt, nachdem ich in mein fünfzigstes Jahr eingetreten bin; und so wird mir die Autobiographie zur Autobibliographie.

Ich kann den Zeitpunkt noch ziemlich genau bestimmen, da bei mir die Bibliophilie erwachte, das heißt die Liebe zum Buche in *utraque forma*, als Geistesprodukt und in seiner körperlichen Erscheinung, also als typographisches Kunstwerk, mit allem, was daran hängt, wie: erste Ausgabe, historischer Einband, *Ex libris* des Vorbesizers usw. Es war im Februar 1871, als ich vom grünen Tisch des Berliner Kammergerichts zum Feldauditoriat nach Epinal kommandiert wurde. In den dienstfreien Stunden durch die Straßen der kleinen Vogesenstadt wandernd, sah ich an den Auslagefenstern eines Buchhändlers eine Reihe rotgebundener Kleinoktavbücher mit dem Ausdruck „*Bibliothèque Elzévirienne*“ und dem altberühmten Buchdruckerzeichen, der Sphäre. Es waren darunter die Werke François Villons, Antoine de la Sales „*Quinze joyes de Mariage*“, Lafontaines „*Contes*“, Scarrons Komödiantenroman. Diese Bände waren mit eigens gegossenen Charakteren gedruckt, den Typen der Elzeviers nachgebildet; sie waren mit Kopfleisten und Schlusstückchen in Holzschnitt geziert, das Papier war mit der Hand geschöpftes Büttenpapier, der Einband schön gepreßtes rotes Percaline, und der Buchbinder hatte die Bogen unbeschnitten lassen müssen. Der Herausgeber dieser Bibliothek war der Pariser Bibliophile Pierre Jannet, und im August 1853 hatte er die ersten neun Bände seines auch für Frankreich neuen Unternehmens erscheinen lassen. Die in Epinal erworbenen Bände seiner Elzevierbibliothek wurden seitdem meine Handbücher und erweckten mir die Sehnsucht, die Jannetsche Idee „in mein geliebtes Deutsch zu übertragen“. In Deutschland wurden vor 25 Jahren die Bücher der schönen Literatur in der Regel in der nüchternen Weise ausgestattet, wie sie z. B. die Campesche Ausgabe von Heines Werken zeigt; den höchsten Aufschwung bezeichnete die „*Miniaturausgabe mit Goldschnitt*“, mit dem konventionellen

Stahlstich als Titelbild. Jede Erinnerung an die herrliche Bücher-
 ausstattung in der glorreichen Zeit der Wiegendrucke des 15. Jahr-
 hunderts, an die mit Initialen, Holzschnitten, Kopfleisten und Schluß-
 vignetten gezierten Bücher Albrecht Dürers und Hans Burgkmayers
 war den Druckern und Buchhändlern, die damals den Markt beherrsch-
 ten, entschwunden. Ich wußte damals freilich ebensowenig davon und
 nahm daher für meine eigenen bibliophilen Bestrebungen anfänglich
 nicht jene größten Blütezeiten des deutschen Druckgewerbes zum Muster,
 sondern die allerdings immer noch köstliche Nachblüte vom Ausgang des
 16. bis ins 17. Jahrhundert, die Elzevierzeit, auf die ich durch Jannet
 gewiesen war. Und so veranstaltete ich, im April nach Berlin zurück-
 gekehrt, alsbald die erste deutsche „Elzevierausgabe“ meines zwei Jahre
 vorher erschienenen Erstlingswerkes „Der neue Tannhäuser“. Jene erste
 Ausgabe, ein Oktavheft von 50 Seiten in gelbem Umschlag, hatte ich
 im Frühjahr 1869 in einer kleinen Druckerei, „Spittelmarkt 7, an
 der Gertraudenbrücke“, mit den gewöhnlichsten Brotschriften auf ge-
 wöhnlichem Papier drucken lassen, und obwohl 1871 noch 300 Exem-
 plare von der Auflage von 500 vorhanden waren, hatte ich nun doch
 nichts Eiligeres zu tun, als diese 300 Hefte makulieren zu lassen. Ich
 verkaufte sie nach dem Gewicht für 1 Rthlr. 1 Sgr. an eine Berliner
 Verlagshandlung, die die Bogen zum Einwickeln des damals bei ihr
 in Lieferungen erscheinenden großen französisch-deutschen Lexikons ver-
 wendete. Inzwischen hatte ich eine junge Berliner Druckfirma an der
 Kommandantenstraße mit dem Saße der zweiten Auflage des Büch-
 leins betraut. Ich wählte nun eine Antiqua-Kursivschrift, um die
 Typen denen meiner geliebten Elzeviere möglichst anzunähern, bei
 einem Holzschneider wurde eine Vignette bestellt, auf Büttenpapier,
 das damals überhaupt in Deutschland kaum zu haben war, wurde ver-
 zichtet, aber bei der Firma Glitsch ein möglichst festes gelbliches Kupfer-
 druckpapier ausgesucht, das Format dem der Jannetschen Bibliothek
 genau angepaßt usw.

Ende Juni 1871 konnte das im Text um das Doppelte vermehrte
 Buch erscheinen, mit der Firma „Ferd. Dümmlers Buchhandlung,
 Charlottenstraße 29“ auf dem Titelblatt, in grauem Umschlag, die
 Titelzeile rot, auf der Rückseite die eine Vignette. Lange dauerte die
 Freude an diesem ersten Ausstattungsversuche nicht: im Winter des-

selben Jahres fiel mir ein von Wilhelm Drugulin in Leipzig gedruckter Katalog in die Hände, der die echte Antiqua-Renaissanceschrift aufwies, dazu Zierinitialen, Kopfleisten und Schlußstücke. So mußte mein Buch auch gedruckt werden, und zu Anfang 1872 kam es auch wirklich dazu, da die 600 Exemplare der zweiten Auflage nahezu vergriffen waren. Von der dritten Auflage an, die im Juni 1872 erschien, wurde das Buch nun bis zur zehnten Auflage (1877) einschließlich bei W. Drugulin gedruckt, echtes holländisches Papier von der Firma van Gelder kam hinzu, neue Vignetten in der Manier Aldegrevers wurden geschnitten — kurz, die Ausstattung konnte sich zuletzt mit derjenigen der Pariser „Bibliothèque Elzévirienne“ sehr wohl messen. Neben dem „Neuen Tannhäuser“ gingen dann aus derselben Druckerei, in gleicher Ausstattung, drei andere meiner Bücher hervor. 1873: „Die treulose Witwe, eine chinesische Novelle und ihre Wanderung durch die Weltliteratur“, 1875: „Tannhäuser in Rom“, 1876: „Die deutsche Literatur seit 1770“. Da die Antiquaschrift ihren schönen, gleichmäßigen, einheitlichen Eindruck einbüßt, wenn die Substantiva durch Majuskeln hervorgehoben werden, so sind in allen diesen Ausgaben meiner Bücher die Hauptwörter mit Minuskeln gedruckt, wie dies von Jakob Grimm, freilich nicht aus ästhetischen Gründen, zuerst eingeführt wurde. In der zweiten Hälfte der siebziger Jahre vollzog sich jedoch ein Umschwung im deutschen Druckgewerbe, indem jetzt die alte Schwabacher Schrift in neuen scharf geschnittenen Lettern aufkam, und gerade die Firma W. Drugulin war es, welche 1877 für Velhagen und Klasing Goethes Faust als „Ausgabe der Kabinettsstücke“ in Schwabacher Schrift, mit Vignetten und Initialen, auf Büttenpapier druckte. Damit hob eine wirkliche Wiederbelebung des ersten Blütenalters des deutschen Buchdrucks an; denn wenn auch schon in jener Zeit in lateinischer Sprache geschriebene Werke wenigstens teilweise mit Antiqua gedruckt worden sind, so sind doch die deutsch geschriebenen regelmäßig mit sogenannten gotischen, das heißt deutschen Typen gedruckt. Dürer hat bekanntlich sowohl für die Antiqua wie für die deutsche Schrift ein mustergültiges Alphabet erfunden. Durch die Wiedereinführung der Schwabacher Typen und meine inzwischen gewachsene Bekanntschaft mit den deutschen Druckwerken des 15. und 16. Jahrhunderts kam ich nun von meiner bisherigen Vorliebe für

die Elzevierdrucke zurück, und so wurden 1880 und 1882 die elfte und zwölfte Auflage des „Neuen Tannhäuser“ ebenso wie die neuen Auflagen des „Tannhäuser in Rom“ mit Schwabacher Schrift und die Hauptwörter mit großen Anfangsbuchstaben gedruckt. Denn bei dieser Schrift wird, wenigstens für mein Auge, die Schönheit des Seitenbildes durch den Wechsel von Majuskel und Minuskel nicht beeinträchtigt, während ich mich anderseits auch überzeugte, daß die den Hauptwörtern gegebene Majuskel im Deutschen ein wesentliches Hilfsmittel der raschen Verständlichkeit ist. Seit 1880 habe ich nie wieder ein Buch von mir mit Antiqua drucken lassen.

Die größte Förderung erfuhr meine Bücherliebe durch meine Ernennung zum deutschen Konsul in Mailand. In den Jahren 1883 bis 1886, die ich in Italien zubrachte, habe ich meine freie Zeit dazu verwendet, meine Bibliothek zu bereichern, insbesondere gelangte ich hier erst zur Bekanntschaft mit der italienischen Renaissanceliteratur und ihrer bewunderungswürdigen Bücherausrüstung. Erste Ausgaben des Dante und Petrarca, des heiligen Hieronymus und andere Meisterdrucke von Mailand, Venedig, Florenz, Ferrara waren es denn, denen ich die Titelumrahmungen, Kopfleisten und Schlußstücke sowie die Initialen entlehnte, mit denen die im Verlage von F. und P. Lehmann in Berlin 1885 erschienene Großquartausgabe (dreizehntes Tausend) des „Neuen Tannhäuser“ geschmückt ist. Die Ausgabe, die noch heute im Buchhandel zu haben ist (jetzt Verlag der „Union“), scheint den Kennern und Liebhabern nicht so bekannt geworden zu sein, wie sie es durch die illustrative Ausstattung, besonders aber durch die Mitarbeit Klingers und Liebermanns verdiente. Auch die Kleinoktavausgabe des „Neuen Tannhäuser“, von der das vierzehnte, fünfzehnte und sechzehnte Tausend 1888 und 1889 im selben Verlage wie die Großquartausgabe erschienen, sind durch vorzüglich reizvolle Titelumrahmungen und Kopfleisten geschmückt, die ich nach dem in Mailand gefundenen seltenen Werkchen „Philippi Calandri de arithmetica opusculum. Firenze per L. da Morgiani et Giovanni Tedesco de Maganza (das ist Hans der Deutsche aus Mainz) 1491“ reproduzieren ließ. Dieselben sind auch in der siebzehnten Auflage (Stuttgart, Union, 1892) wiederholt, die rote Titelzeile dieser neuesten Ausgabe ist mit Dürers oben erwähntem Musteralphabet gedruckt.

Wenn ich auf die Anerkennung, die sich die bisher erwähnten Bücher erworben, mit Dank zurückblicken allen Grund habe, so ist mir mit einigen andern Werken meiner Feder nicht das gleiche Glück widerfahren. Es sind dies zunächst die beiden Sammlungen von Verdeutschungen chinesischer Novellen. Die erste erschien 1880 bei Gebrüder Kröner in Stuttgart, die zweite 1884 bei Fr. Thiels in Leipzig (beide Sammlungen sind jetzt in den Verlag der „Union“ übergegangen). Ich übersehte diese Novellen aus der berühmten Sammlung „Kin-fu-ki-tuan“, welche in China ungefähr um dieselbe Zeit veranstaltet wurde, als Antoine de la Sale seine unsterblichen *Cent nouvelles* schrieb, also in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts. Der poetische Realismus dieser chinesischen Novellen ist so stark, daß sie wie völlig moderne Erzeugnisse wirken. Bei der Übersetzung, nach englischen Texten, war ich so glücklich, mich der Beihilfe des berühmten Vorstehers des British Museum, Samuel Birch, zu erfreuen. Derselbe stellte mir Verbesserungen der englischen Texte nach dem chinesischen Original zur Verfügung und übersehte vieles aus dem Chinesischen für mich eigens von neuem, so daß meine deutschen Texte vollkommener und reichhaltiger sind als die im Druck erschienenen (übrigens jetzt nur noch im Antiquariatsbuchhandel als Seltenheiten vorkommenden) englischen Vorlagen. — Die zweite Sammlung ist in der Ausstattung vielleicht das gelungenste aller meiner Bücher. Bei Drugulin gedruckt, auf einem von der Firma Gebrüder Ebart in Berlin eigens angefertigten Büttenpapier, mit Doppeltitel in chinesischen Charaktern (die ich dem Pinsel des chinesischen Gesandten in St. Petersburg verdanke), mit Kopfleisten und Schlußvignetten, die sämtlich nach chinesischen Originalen in Holz geschnitten sind — ist der in Seidenfaserpapier geheftete Kleinktavband wirklich eine Freude des Bibliophilen. Aber, nachdem die ersten 500 Exemplare binnen Jahresfrist abgesetzt waren, liegt das Buch nunmehr, gleich der ersten Sammlung, wie man zu sagen pflegt, wie Blei in den Lagerräumen: *habent sua fata libelli!* In noch höherem Grade ist dies Schicksal meiner „Wanderung der Novelle von der treulosen Witwe durch die Weltliteratur“ zuteil geworden. Das Werk, in Großquart, auf deutschem Büttenpapier, mit Randleisten, Initialen und Vignetten geziert, von Drugulin gedruckt und

1886 bei F. und P. Lehmann in Berlin erschienen, ist eine Neubearbeitung meiner oben angeführten prosaischen Erstlingschrift. Professor Fechner hat mich neben der Meynschen Büste Arthur Schopenhauers abgebildet. Das führt mich auf meine seit 1891 erschienenen Schopenhauer-Ausgaben. Ein günstiger Zufall wollte es, daß der Ablauf der 30jährigen Schutzfrist der Schopenhauerschen Werke mit meiner aus Gesundheitsrücksichten erbetenen Pensionierung zusammentraf, und so konnte ich in Berlin, wo der gesamte handschriftliche Nachlaß des Philosophen auf der Königlichen Bibliothek verwahrt wird, von Amtsgeschäften befreit, meine ganze Muße der Verwertung dieses einzigen Nachlasses für eine neue Ausgabe der Gesamtwerke widmen. Die Verlagsbuchhandlung von Philipp Reclam in Leipzig ging sofort auf meinen Plan ein, den großen Philosophen durch die Universalbibliothek zu einem wirklichen „Philosophen für die Welt“ zu machen. Auf den ersten Abdruck der „Sämtlichen Werke“ folgte bereits nach Jahresfrist ein zweiter, mehrfach berichteter Neudruck. Man hat sich hie und da gewundert, daß ich als Bibliophile den Schopenhauer in dem kleinen Format und dem etwas gedrängtzeiligen Druck der Universalbibliothek herausgebe. Allein die Erfahrungen, die ich mit meiner in Großquart, auf holländischem Büttenpapier, von Drugulin prächtig gedruckten Festschrift „Edita und Inedita Schopenhaueriana“ (Leipzig, F. A. Brockhaus, 1888) hinsichtlich des Absatzes gemacht, ließen mich diesmal einen andern Weg einschlagen. Der Verleger hat übrigens auf meine bibliophilen Neigungen auch bei dieser Publikation Rücksicht genommen: eine Anzahl von Exemplaren ist auf van Gelderschem Büttenpapier abgezogen, und ein solches Exemplar, im Format dem Elzevierdrucke des Seneca ähnlich, im Ganzmaroquinbande meines Favoritbuchbinders, entspricht für mich vollkommen dem Ideal einer populären Schopenhauer-Ausgabe. Leugnen will ich freilich nicht, daß ich, wenn es möglich gewesen wäre, gern für den von mir mit so viel Mühe und Sorgfalt vorbereiteten Schopenhauer-Text dasselbe getan hätte, was ich mit Hilfe der G. Grote'schen Verlagsbuchhandlung im Jahre 1889 für G. A. Bürger tun konnte. Ich gab damals, 100 Jahre nach dem Erscheinen der Ausgabe letzter Hand der „Gedichte“, eine Jubelausgabe, zwei Bände in Großoktav, von Drugulin gedruckt, heraus, in welcher zudem die alten Kupfer von Niepenhausen, Chodo-

wiecki, Meil und Schellenberg in Heliogravüre wiederholt wurden. Ich schließe diese autobiographischen Aufzeichnungen mit dem Wunsche, daß die stille Gemeinde der deutschen Bibliophilen, aus deren Mitte mir im letzten Jahre, aus Anlaß meines „Katalogs“, so manche unerwartete freundliche Zusage geworden sind, blühen und wachsen möge, damit wir, im 20. Jahrhundert vielleicht, in der Liebe zum Buche hinter den Franzosen und Engländern nicht mehr so weit zurückstehen, wie dies heute noch der Fall ist.

Eduard Grisebachs Bücherliste

Unter dem Titel: „Was soll ich lesen“, Äußerungen deutscher Männer und Frauen, eingeleitet von H. Heiberg, gesammelt und herausgegeben von Victor Ottmann erschien bei F. Pfeilschäfer in Berlin (1895) eine Broschüre, die Bücherlisten hervorragender Deutscher enthielt. Die Äußerung Ed. Grisebachs geben wir im nachfolgenden wieder.

Artur Schopenhauers „Parerga“, die ich in meinem 15. Lebensjahre kennen lernte, sind seitdem, sowie alle übrigen Werke Schopenhauers, meine eigentlichen Handbücher geblieben. Alle von Schopenhauer zitierten und empfohlenen Schriftsteller, von denen ich viele erst durch ihn kennen lernte, sind auch meine Favoritautoren: ich nenne sie daher hier nicht, sie sind in den Namenregistern der von mir seit 1891 herausgegebenen Ausgaben von Schopenhauers Werken und Nachlaß zu finden, sowie in meinem Verzeichnis der Schopenhauerschen Bibliothek („Edita und Inedita Schopenhaueriana.“ Leipzig, Brockhaus, 1888). Hinsichtlich der übrigen von mir bevorzugten Autoren kann ich auf meinen „Katalog der Bücher eines deutschen Bibliophilen“ (Leipzig, W. Drugulin, 1894) verweisen, will jedoch hier folgende ganz besonders hervorheben:

1. Honoré de Balzac, La Recherche de L'Absolu, David Séchard, Contes drolatiques, Splendeurs es Misères des Courtisanes, L'Elixir de longue vie, La Cousine Bette, Le Cousin Pons, Petites misères de la vie conjugale, La Physiologie du Mariage;
2. Anthoine de la Sale, Les quinze Joyes de Mariage, Les Cent nouvelles Nouvelles;

3. Prévost, Manon Lescaut;
4. Gustave Flaubert, Bovary, Salammbô, L'Education sentimentale;
5. Guy de Maupassant, Les sœurs Rondoli, Contes de la Bécasse, Notre cœur;
6. Alfred de Musset;
7. Théophile Gautier;
8. Lord Byron, insbesondere auch die Letters and journals und Conversations with Lord Byron by Lady Blessington;
9. Walter Scott, Bride of Lammermoor, Tales of my Landlord;
10. Christoffel von Grimmelshausen, Simplicissimus, Springinsfeld und Courage;
11. Hans Graf Veltheim, Dramen (Braunschweig, Leibrock'sche Hofbuchhandlung);
12. Hans Herrig, Mären und Geschichten, Die Schweine, Alexander;
13. Graf Leo N. Tolstoi, Anna Karenina, Krieg und Frieden, Katia (Paris, Hachette);
14. Gerhart Hauptmann, Einsame Menschen;
15. Chinesische Novellen, deutsch von Eduard Grisebach (Stuttgart, Union).